

Untersuchungen überzeugend bewiesen, dass Handwerkerinnen insbesondere als Witwen über eine größere Freiheit verfügten und sich unter anderem in Bezug auf testamentarische Entscheidungen anders verhielten als Frauen aus der Oberschicht.

Isabelle Chabot erweitert unsere Kenntnisse über die Frauen des späten Mittelalters in Florenz und darüber hinaus in Italien, indem sie die Analyse der rechtlichen Regelungen, der sozialen Praktiken und des ideologischen Rahmens miteinander verzahnt. Im dritten Abschnitt zeigen zudem die Lebenswege einiger Florentinerinnen, dass diese trotz des engen Rahmens, in dem sie lebten, ihre Entscheidungsspielräume ausschöpften. Damit wird das in der Forschung verbreitete Bild der Florentinerinnen, wonach diese entscheidungs- und handlungsunfähig waren, um wichtige Nuancen ergänzt.

Linda Guzzetti, Berlin

Guido Alfani u. Vincent Gourdon Hg., **Spiritual Kinship in Europe, 1500–1900**, New York: Palgrave Macmillan 2012, 336 S., EUR 88,99, ISBN 978-0-230-36221-5.

Mit „Spiritual Kinship in Europe“ legen Guido Alfani und Vincent Gourdon bereits den zweiten Sammelband zum Thema Patenschaften vor.¹ Der Band enthält eine Reihe von Aufsätzen, die Patenschaften nicht nur über den Zeitraum von vier Jahrhunderten untersuchen, sondern sich über einen großen Teil Europas und darüber hinaus – von Spanien über die Schweiz bis Finnland, von Italien bis Russland und von Frankreich bis in die französischen Einwanderergemeinden in San Francisco – erstrecken. In der geographischen Spannbreite der zehn vorgestellten Studien liegt das erste Verdienst dieses Sammelbandes. Darüber hinaus gelingt es, neben der chronologischen und geographischen Dimension auch Parallelen wie Unterschiede zwischen den christlichen Konfessionen aufzuzeigen. Neben katholischen und protestantischen Praktiken tritt mit Marianna G. Muravyevas Aufsatz die russische Orthodoxie in den europäischen Horizont. Die Herausgeber haben sich zum Ziel gesetzt, einen Überblick über die Praxis der Patenschaft in Europa zusammenzutragen, soweit die immer noch sehr wenigen Studien dies ermöglichen. Die überaus lesenswerte Einleitung zeigt die Früchte dieser Bemühungen auf. Dass die Beiträge sich hinsichtlich ihrer Erträge unterscheiden, gehört bei Besprechungen von Sammelbänden zu den Gemeinplätzen und sei hier nur kurz erwähnt.

Die Einleitung bietet einen profunden Überblick über die bisherige Forschung zur Geschichte der Patenschaft. Ähnlich wie die Verwandtschaft stand auch die Taufpatenschaft lange unter dem Verdacht, in der Neuzeit jede Relevanz eingebüßt zu haben; dementsprechend selten ist sie zum Thema historischer Untersuchungen geworden. Erst in den letzten Jahren setzt sich die Erkenntnis durch, dass Patenschaften ein wichtiger

¹ Vgl. Guido Alfani, Philippe Castagnetti u. Vincent Gourdon Hg., *Baptiser: pratique sacramentelle, pratique sociale XVI^e–XX^e siècles*, Saint-Étienne 2009.

Bestandteil persönlicher Netzwerke waren und zum Teil auch heute noch sind. Damit kann ihre Analyse einen entscheidenden Beitrag zum Verständnis historischer Gesellschaften wie familiärer Strategien unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen leisten. Der Überblick setzt mit der Etablierung der Patenschaft seit der Einführung der Kindstaufe ein und erläutert die mittelalterliche Vorstellung einer Verwandtschaftsstiftung durch Patenschaft, die sich bis ins Zeitalter der Reformation und in der katholischen Kirche bis ins 20. Jahrhundert hielt. Obwohl die Reformatoren die Existenz einer geistlichen Verwandtschaft strikt ablehnten, gelang es ihnen nicht, die Patenschaft als Institution abzuschaffen; wo dies versucht wurde, leistete die Bevölkerung heftigen Widerstand. Gerade durch die theologische Abwertung der Patenschaft konnte die protestantische Bevölkerung an ihrer gewohnten sozialen Praxis festhalten, während die auf dem Konzil von Trient beschlossene strikte Reduktion der PatInnen auf maximal zwei Personen beiderlei Geschlechts die soziale Praxis der katholischen Bevölkerung massiv veränderte. Im katholischen Raum konnte die Vereinheitlichung der Praxis, die zuvor große lokale Variationen aufwies, weitgehend durchgesetzt werden.

Neben der angestrebten Vereinheitlichung standen dabei zwei Aspekte im Mittelpunkt. Zum einen war es erklärtes Ziel der Kirche, die Patenschaftsbeziehungen zu horizontalisieren und von klientelistischen Elementen zu befreien. Zum anderen sollte generell stärker zwischen religiösen und säkularen Aspekten des Taufsakraments getrennt werden. Mit dem Konzil kam es aber auch zu einer Annäherung der Praktiken im katholischen Raum und in der russischen Orthodoxie, in der die Beibringung einer größeren Anzahl von PatInnen generell unbekannt war. Überall dienten Patenschaften aber dazu, rituell untermauerte und öffentlich sichtbare Beziehungen zwischen Familien zu etablieren, was mit kooperativen Verhaltenserwartungen einherging. Dabei zeichnen sich Patenschaften im Vergleich zu Heiratsallianzen durch ihre größere Flexibilität und Offenheit aus, die auch Verbindungen zwischen offensichtlich Ungleichen ermöglichten. Die Restriktionen des tridentinischen Konzils erreichten hier genau das Gegenteil der ursprünglichen Intention: Die soziale Praxis der katholischen Kindseltern orientierte sich deutlich um in Richtung vertikaler Beziehung, indem in stärkerem Ausmaß rang- und staturhöhere Personen um die Übernahme von Patenschaften gebeten wurden. Erst im 18. Jahrhundert begann eine langsame Auflösung der sozialen Praxis, die sich als Familiarisierung beschreiben lässt. Vincent Gourdon zeigt auf, dass sich in der bürgerlichen Literatur ein Diskurs entwickelte, der Familienmitgliedern, insbesondere Großeltern, ein regelrechtes Zugriffsrecht auf die Patenschaften einer jungen Familie zusprach. Die Verbindung mit familienfremden, gar höhergestellten oder anderweitig ‚nützlichen‘ Personen geriet demgegenüber in den Verdacht der Immoralität. Die soziale Praxis in den bürgerlichen Vierteln von Paris zeugt zwar von einer stärkeren Orientierung an den näheren Verwandten als in den kleinbürgerlichen und Arbeitervierteln; dennoch war auch hier der überwiegende Teil der PatInnen nicht mit den Kindseltern verwandt.

Guido Alfani, Cristina Munno und Sandro Guzzi-Heeb stellen die Netzwerkfunktion von Patenschaftsbeziehungen in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Guido Alfani zeigt, wie EinwandererInnen in die piemontinische Stadt Ivrea im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert Patenschaften, aber auch Heiratsverbindungen und Trauzugenschaften nutzten, um sich in die neue Umgebung zu integrieren oder auch, ganz im Gegenteil, um ihre ursprüngliche Identität zu stärken. Er macht darauf aufmerksam, dass man zwischen verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten unterscheiden muss, um den Nutzen von Beziehungsstrategien zu erkennen.

In ihrem gemeinsamen Aufsatz analysieren Guido Alfani und Cristina Munno die Auswirkungen einer institutionellen Änderung, der Berechtigung zur Nutzung der Allmende, auf die soziale Struktur der norditalienischen ländlichen Kleinstadt Nonantola. Sie legen damit eine der immer noch wenigen Studien vor, die soziale Netzwerke nicht nur ansprechen, sondern sie mit formalen netzwerkanalytischen Methoden untersuchen. Dadurch gelingt es ihnen aufzuzeigen, dass sich die Gruppe der Berechtigten schon wenige Jahre, nachdem das Nutzungsrecht an der heute noch bestehenden Gemeinde erblich wurde, eine deutlich verstärkte Tendenz zur Abschließung gegenüber Familien ohne entsprechende Rechte aufwies. Dabei wurden verschiedene Beziehungsformen, namentlich Heiratsallianzen, Patenschaften und Trauzugenschaften, als komplementäre Strategien der Vernetzung eingesetzt.

Sandro Guzzi-Heeb befasst sich ebenfalls mit der Netzwerkfunktion von Patenschaften. Er fragt danach, welche Bedeutung diese Beziehungsform für ökonomische Kooperation und politische Mobilisierung im schweizerischen Val de Bagnes hatte. Der Autor weist darauf hin, dass eine Untersuchung von Verwandtschaft nur einen Teil des Aufbaus von lokalen Faktionen erklären kann, die zusätzliche Analyse von Patenschaft darüber hinaus wesentlich zum Verständnis lokaler Entwicklungen beitragen kann. Während die Beziehungen im 18. Jahrhundert eher auf wenige PatInnen konzentriert waren, verteilten sie sich im 19. Jahrhundert stärker auf eine breite Anzahl von PatInnen. Patenbeziehungen wiesen in der späteren Zeit ein starkes reziprokes Element auf, neben einer klaren Tendenz zur Diversifizierung von sozialen Netzwerken. Guzzi-Heeb stellt also eine Horizontalisierung von Patenschaften fest, die der Herausbildung und Vernetzung sozialer Milieus diene.

Auch wenn an dieser Stelle nicht alle Aufsätze des Bandes besprochen werden können, überzeugt der Ansatz, die bisher kaum erforschte Geschichte der Patenschaft in ihrer zeitlichen, geographischen, konfessionellen wie auch konzeptionellen Breite vorzustellen. Hier sind vor allem die konzise, gut strukturierte Einleitung wie auch die erwähnten methodisch wegweisenden Arbeiten sehr wertvoll. Wer eine Einführung in die Geschichte der Patenschaft in Europa sucht, ist gut beraten, diesen Band zur Hand zu nehmen.

Christine Fertig, Münster